

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 15 (1929)
Heft: 16

Artikel: Der Eidetiker und seine Behandlung im Unterricht und in der Erziehung
Autor: J.T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-529167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz
Der „Pädagogischen Blätter“ 36. Jahrgang

Für die Schriftleitung des Wochenblattes:
J. Trogler, Prof., Luzern, Villenstr. 14, Telephon 21.66

Insertaten-Aannahme, Druck und Versand durch den
Verlag Otto Walter A. G. - Olten

Beilagen zur „Schweizer-Schule“:
Volksschule · Mittelschule · Die Lehrerin

Abonnements-Jahrespreis Fr. 10.—, bei der Post bestellt Fr. 10.20
(Check Vb 92) Ausland Portozuschlag
Insertionspreis: Nach Spezialtarif

Inhalt: Der Eidetiker und seine Behandlung im Unterricht und in der Erziehung — Gelehrtenumdummheiten — Schulnachrichten — Bücherschau — Lehrerzimmer — Beilage: Mittelschule Nr. 3 (naturw. Ausgabe).

Der Eidetiker und seine Behandlung im Unterricht und in der Erziehung

Der Marburger Psychologe E. R. Jaensch hat vor etwa einem Jahrzehnt Untersuchungen vorgenommen über gewisse Eigenarten des Wahrnehmungsvermögens und des Gedächtnisses der Kinder im schulpflichtigen Alter. Veranlassung dazu gaben ihm ähnliche Beobachtungen des Wiener Arztes B. Urbantschitsch, der schon 1907 über eigenartige Gedächtnisbilder des Gesichtssinnes berichtete. Während für gewöhnlich von früher Gesehenem nur ein Vorstellungsbild bleibt, das durch „Darandenten“ erinnert, beschrieben und dargestellt werden kann, gibt „das anschauliche Gedächtnisbild beim Verschluss der Augen oder im dunklen Raum, zuweilen auch bei offenen Augen den früheren Gesichtseindruck als solchen mit einer sogar halluzinatorischen Deutlichkeit wieder“. Urbantschitsch nennt diese Erscheinungen „subjektiv-optische Anschauungsbilder.“ (Vergl. Eggersdorfer, „Jugendbildung“ pag. 193/94). Nach E. R. Jaensch werden Kinder, „welche die Eigentümlichkeit haben, ein geschautes Bild mit einer der Wirklichkeit ähnlichen oder in Wirklichkeit gleichen Lebhaftigkeit zu sehen“, Eidetiker genannt. (Eidos [grch.] = Aussehen, Gestalt.)

Untersuchungen im Jaensch'schen psychologischen Institut in Marburg haben ergeben, daß die Verbreitung des eidetischen Typus eigentümlicherweise durch das Alter bedingt ist. (Wir folgen hier im allgemeinen den Ausführungen von Dr. Julian Sigmar „Das Gedächtnis“. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn pag. 99 ff.) Die meisten eideti-

schen Typen finden sich etwa vom 10. — 15. Lebensjahre, also vor Eintritt der Pubertät. Die Schüler von realistischen Anstalten zeigen eine stärkere Verbreitung der eidetischen Anlagen als die der gymnasialen Lehranstalten. Auch lokal ist die Verbreitung der Anschauungsbilder begrenzt. Es gibt Gegenden mit stärkerer eidetischer Veranlagung, was sich auch in der Ausdrucksweise und Lebensauffassung der Bewohner bemerkbar macht. Auch soll nach Osw. Kroh die Vererbung eine Rolle spielen. Kinder, deren Eltern akademischen Berufen angehören, hatten im allgemeinen weniger starke eidetische Fähigkeiten wie Kinder von Künstlern, Handwerkern und freien Berufen; ganz besonders stark soll die eidetische Veranlagung bei Dichtern sein. Naheliegende Beispiele würden uns dafür den Nachweis liefern, Chamisso z. B.: „Was stierst du so an?“ („Die Sonne bringt es an den Tag.“)

Ein besonderes Merkmal der subjektiv optischen Anschauungsbilder ist ihre halluzinatorische Deutlichkeit. Der Eidetiker sieht und beschreibt das Gedächtnisbild, als ob er es in Wirklichkeit durch sein Auge aufnähme. Seine Bilder besitzen Sinnfälligkeit, daher auch der erstaunliche Detailreichtum. Eigentümlich ist auch die Vorliebe mancher Eidetiker für bestimmte Klassen von Bildern; während sie z. B. Häuser und architektonische Vorlagen eidetisch auffassen, vermögen sie von andern Gegenständen, die sie nicht „interessieren“, die ihnen nicht liegen, nur flüchtige Vorstellungsbilder zu erzeugen. — Die Sinnfälligkeit

der Anschauungsbilder drängt natürlich zum Ausdruck. Es wird den Eidetikern nicht schwer, über das Gesehene Bericht zu erstatten. Was sie aber nicht eidetisch sehen, kommt nur stockend und unvollkommen von ihren Lippen.

Dieser Drang zum Ausdruck hängt aber noch mit einem andern Wesenszug der Anschauungsbilder zusammen, mit der Tendenz nach Vervollständigung des Gesehenen. Was der Eidetiker nicht gesehen oder übersehen hat, ergänzt er aus eigenem mit der Ueberzeugung, nur das zu berichten, was er wirklich gesehen hat.

Nach den Untersuchungen des Marburger Arztes W. Jaensch (Bruder des Psychologen) sind die Eidetiker in zwei auffällig verschiedene Gruppen zu teilen. Die einen zeichnen sich aus durch starke Biegsamkeit (Veränderlichkeit), leichte Erzeugbarkeit und hohe Deutlichkeit. W. Jaensch nennt ihn den *basidowoiden Typus*, offenbar nach dem ersten Beschreiber der basidowischen Krankheit (dem Physiker Karl A. v. Baselow in Merseburg, 1799/1854) benannt, da diese Krankheit (die sog. Glöhaugentacherie) sich besonders bemerkbar macht durch ein außerordentlich starkes Hervortreten der Augäpfel des Kranken, und weil nun eben bei diesem Typus der Eidetiker eine äußerlich ähnliche Erscheinung — starres Hinsehen auf einen Gegenstand und oft ins Leere, manchmal verbunden mit hervortretenden Augäpfeln — beobachtet wird. Das augenblickliche Interesse beherrscht diesen Typus ganz. Wo er interessiert ist, folgt er dem Unterricht mit größter Aufmerksamkeit. Dafür zeugt sein Mitteilungseifer. Oft erzeugt er so lebhafteste Anschauungsbilder, daß seine Umgebung und der Unterricht vergessen werden können. Ganz besonders leicht tritt dies ein, wenn der Unterricht ihn nicht zu fesseln vermag. — Ganz anders der *tetanoiden* *) Typus der Eidetiker: er ist oft unruhig, ängstlich, unsicher, mißtrauisch; er leidet oft stark an optischen Anschauungsbildern von einer ganz besonders unangenehmen Starrheit. Es ist ihm, als wenn er von gewissen Vorstellungen besessen wäre. Sein Mitteilungsdrang ist nicht groß, daher verschweigt er auch öfter die Existenz von optischen Anschauungsbildern.

Die eidetische Veranlagung verlangt und verdient im Unterricht eine entsprechende Berücksichtigung, wenn wir wirklich das Kind individuell behandeln wollen. Der Mitteilungsdrang des basidowoiden Eidetikers wird im mündlichen Unterricht sich lebhaft bemerkbar machen, namentlich auch im Freiaussatz, wo die vom Eidetiker

gesehenen Bilder ihm die Arbeit außerordentlich erleichtern, wo es ihm direkt ein Genuß ist, sich gehörig „auszuschreiben“ zu können. Ganz anders verhält sich der gleiche Schüler gegenüber einem gebundenen Thema, das nach einem bestimmten Plane behandelt werden soll, besonders dann, wenn dem Schüler dieser Stoff gar nicht liegt. Es ist also sehr oft nicht Mangel an Fleiß und Aufmerksamkeit und gutem Willen, wenn ein Kind ein vielleicht recht gründlich besprochenes Aufsatsthema trotzdem ganz mangelhaft bearbeitet, während es ein andermal ganz vorzügliche Arbeit leisten kann, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, bei deren Korrektur sogar der Verdacht aufsteigt, eine fremde Hand habe hier die Feder geführt. Um die jedem Kinde eigentümliche Veranlagung zum schriftlichen Gedankenausdruck möglichst gut kennen zu lernen, wird man den Aufsatzunterricht so gestalten müssen, daß sowohl gebundenes Thema als auch Freiaussatz zu ihrem Rechte kommen. Dann erst wird es dem Lehrer möglich sein, die vorhandenen Anlagen zum Ausgangspunkt einer erfolgreichen Aufsatzpflege zu machen.

Ganz in seinem Elemente befindet sich der Eidetiker als mündlicher Erzähler. Seine Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit und der Fluß der Rede setzen oft den Zuhörer ins Staunen. Aber sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß dem Eidetiker dieser Strom plötzlich und vollständig versagen kann, wenn er die Herrschaft über seine Bilder verliert. Daran kann der Lehrer schuld sein, der durch eine kleinliche Zwischenbemerkung, eine formelle Korrektur, einen scheinbaren Hinweis auf den sachlichen Inhalt den Schüler aus dem Geleise bringt, vielleicht auch, weil er seinen Unterricht etwas zu schematisch gestaltet und die Schüler sich fast nicht in dieses Thema hineinzupassen vermögen. — Es ist eine bekannte Eigenart des Eidetikers, daß er beim Erzählen seinen Blick fast glözend auf irgend einen Punkt an der Wand richtet oder völlig ins Leere zu starren scheint, als wollte er dort die ganze Erzählung ablesen. Ein unzeitiger Zwischenruf des Lehrers, z. B. „Hierher sehen!“, reißt den Sprecher aus seiner innern Anschauung heraus, und damit hat dieser den Faden völlig verloren. Schon ein unruhiges, nervöses Hin- und Hergehen des Lehrers oder eines Schulbesuches kann dieses Unheil anrichten. Bekanntlich können auch Erwachsene beim Vortrag auf ähnliche Weise ganz aus dem Konzept gebracht werden, wie auch Zuhörer vollständig den Faden verlieren können, wenn sie z. B. den Vortragenden anschauen. Ähnliches erleben gelegentlich etwa auch Examinatoren an ihren Prüflingen. Eine Lehramtskandidatin saß einst im Geographieexamen. Sie blickte, ohne die fragenden Herren anzuschauen, starr auf die Tischplatte und

*) Von Tetanus-Starrkrampf abgeleitet, obwohl dieser Typus deswegen noch nicht Starrkrampfanfällen ausgesetzt zu sein braucht.

fuhr mit dem Finger auf ihr herum, beantwortete jede an sie gestellte Frage tabellos, indem sie gleichsam alle Antworten von dem Tische ablas. Als aber der gestrenge Herr Prüfungspräsident ihr zurief: „Fräulein, Sie müssen hierher sehen!“ da stotzte die Kandidatin plötzlich und konnte keine Frage mehr richtig beantworten.

Vielleicht beruht die oft beobachtete Tatsache, daß ein Schüler in der Geometrie sehr gut, dagegen ein ganz schwacher Arithmetiker ist, auf derselben Eigentümlichkeit des menschlichen Gedächtnisses. Das einmal entworfene Konstruktionsbild bleibt ihm treu haften, während alle andern mathematischen Vorstellungen sich nur zu rasch wieder verflüchtigen. Auf dem Anschauungsunterricht, der in der modernen Schule sich auf die Schülerarbeit aufbaut, beruht bekanntlich unser ganzer Schulbetrieb. Der Eidetiker nimmt viele dieser Veranschaulichungen vielleicht in einseitiger Stärke in sich auf, während ihm für andere gleichsam das Organ zur richtigen Aufnahme zu fehlen scheint oder nur ganz unvollkommen arbeitet. In gar vielen Fällen fehlt es also weniger am „guten Willen“ des Schülers, als vielmehr an dessen Aufnahmefähigkeit. Das Schüler-Interesse kann demnach nicht durch allgemeine Vorlesungen geweckt werden, sondern nur durch Erforschung der leicht erregbaren Wahrnehmungskraft des Kindes, die uns die Wege weisen muß zur Fruchtbarmachung der weniger rasch und zuverlässig reagierenden übrigen Kräfte.

Der Tetanoide spricht gewöhnlich sehr ungern von seinen Anschauungsbildern; sie sind ihm gewissermaßen eine Plage, belästigen und verfolgen ihn; aber dem Fremden offenbart er sich nicht gern. Erst wenn der andere das Vertrauen des tetanoiden Eidetikers gewonnen hat, dann tritt dieser aus sich heraus, dann gibt er sich, wie er ist. Dieses Vertrauen zu gewinnen, ist meist recht schwer, insbesondere auch schwer für den Lehrer, der leider viel zu wenig Gelegenheit hat, sich mit dem Schüler in dieses vertrauliche Verhältnis hineinzuleben und ihm wirklich Führer zu sein. Dessen wird es dem Seelsorger gelingen, das unbedingte und restlose Vertrauen dieser schüchternen, in sich verschlossenen Naturen zu gewinnen. So lange sie sich niemand restlos anheimgeben können, werden sie sich mißverstanden, verkannt fühlen, und nur zu leicht übernimmt sie eine pessimistische, menschencheue Stimmung, die den jungen Menschen das Leben vergällt. Ganz besonders dann kann dies der Fall werden, wenn irgend ein schwerer pädagogischer Mißgriff störend auf die ruhige Entwicklung des tetanoiden Eidetikers wirkte. Der Eidetiker hat — wie schon erwähnt — die Neigung, seine Anschauungsbilder,

die er nicht vollkommen aufzunehmen vermochte, durch Selbsterfundenes zu ergänzen und es mit der Ueberzeugung des wirklich Erlebten wiederzugeben. Hier liegt wohl eine Quelle so mancher „Schülerlüge“. Der Eigensinn, mit dem manche Kinder etwas offensichtlich Hinzugefügtes als wirklich erlebt und geschaut bezeichnen, ist geeignet, manchen Erzieher von der „Lügenhaftigkeit und Verstortheit“ des Schülers zu überzeugen, während in Wirklichkeit die eine große, wichtige Voraussetzung fehlte, um Lügenhaftigkeit und Verstortheit annehmen zu dürfen: der freie Wille, das klare Bewußtsein des Schülers, der mehr einer innern, verworrenen Neigung folgt als einer nüchternen Ueberlegung. Der erwachsene, kritisch gewordene Mensch denkt eben ganz anders als das Kind, das nicht selten sich keine genaue Rechenschaft abzugeben vermag, über seine meist sehr gefühlsmäßig betonten Reden. Dementsprechend sind Schülerausagen überhaupt stets mit Vorsicht und Ruhe zu beurteilen, namentlich dann, wenn moralische Einschätzungen dabei in Frage stehen.

Nun möchte ich aber nicht die Ansicht aufkommen lassen, als ob man die manchmal auffällig in die Erscheinung tretenden Eigentümlichkeiten des Eidetikers als allein maßgebende Richtschnur für dessen Erziehung zu betrachten hätte. Wohl sind die Sonderanlagen des eidetischen Kindes bei dessen Beurteilung eingehend zu berücksichtigen; aber man wird von ihnen aus den Zugang zur ganzen Seele des Kindes suchen müssen. Der heranwachsende Mensch muß fürs Leben erzogen werden, abgesehen von seiner ewigen Bestimmung, und die raue Wirklichkeit nimmt sehr oft keine Rücksicht auf die etwas stark sich bemerkbar machenden Mängel und Lücken im Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen des einzelnen, sondern stellt einfach seine Forderungen, denen der Mensch im Konkurrenzkampfe muß genügen können, sonst wird er unbarmherzig auf die Seite geworfen, für sich und seine Mitmenschen zur Last. Wenn wir also auch von der Sonderart des Eidetikers ausgehen und sie fruchtbringend zu entwickeln suchen, so müssen trotzdem auch die andern Anschauungsbilder, die ihm weniger gut liegen, die aber doch zur richtigen harmonischen Geistesbildung notwendig sind, die nötige Pflege finden. Freilich ist es recht oft keine Leichtigkeit, einseitig veranlagte Naturen in dieses richtige Gleichgewicht zu bringen. Aber der Lehrer muß trotzdem den Weg dazu suchen, und er darf sich nicht mit der Entschuldigung begnügen, das Kind besitze eben nur eine ganz einseitige Begabung, und weiter darüber hinaus komme man nicht. In vielen, ja in den meisten Fällen ist die Einseitigkeit kein

unüberwindliches Hemmnis zur Fruchtbarmachung der ganzen Geistesanlage; zudem tritt die eibetische Veranlagung mit der zunehmenden Reife wiederum bedeutend in den Hintergrund und macht mehr nüchternen Erwägungen Platz. Hätte nun aber die Schule zur Zeit der

eibetischen Periode die übrigen Geistesfelder vernachlässigt, dann müßte der erwachsende Mensch nach eingetretener „Ernüchterung“ dies als eine große Lücke in seiner geistigen Ausbildung empfinden und wäre der Schule wohl kaum dankbar dafür. J. T.

Gelehrten=Dummheiten

„Torheit und Verstand haben so unkenntlich bezeichnete Grenzen, daß man schwerlich in dem einen Gebiet lange fortgeht, ohne bisweilen einen kleinen Streif in das andere zu tun.“ Dieses Wort Kants, das die Nachbarschaft von Begabung und Dummheit andeutet, berührt eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Geisteslebens. Ein auffälliges Talent ist gar manchmal mit sehr geringem Verstand verknüpft. Bekannt ist die hohe Kunstfertigkeit von Schwachsinnigen auf manchen Gebieten, und die Kunst der Geisteskranken hat in letzter Zeit große Beachtung gefunden. Im Rechnen, in der Musik, in rein mechanischen Gedächtnisleistungen offenbaren Schwachsinnige oft eine auffallende Begabung, und andererseits kann man beim genialen Menschen meist gewisse Ausfallerscheinungen feststellen. Sie sind nicht selten sehr schlechte Schüler, wie zum Beispiel die beiden großen Forscher Justus von Liebig und Carl Vogt, die berühmten „Rekten“ des Darmstädter Gymnasiums.

Dichter haben vielfach gar kein Verständnis für Mathematik, wie es zum Beispiel Goethe und Henke von sich bekannten. Bekannt ist ja das Fehlen des praktischen Verstandes bei Künstlern und Gelehrten; der „zerstreute Professor“ ist sprichwörtlich, und fast jede Lebensgeschichte eines großen Künstlers zeigt seine Unfähigkeit, sich im Leben zurechtzufinden. Diese Weltfremdheit kann so weit gehen, daß das Genie direkt einen dummen, etwas kindlichen Eindruck macht, wie dies bei Mozart, bei Mörike, bei dem französischen Maler Courbet und anderen hervorgehoben worden ist. Besonders aber hat sich der Ruf der Dummheit unter einer Klasse eingenistet, in der man sie am wenigsten erwarten möchte, nämlich unter den Gelehrten. „Gelehrte, Verlehrte“ ist ein altes Wort, und über wenig ist in der Geschichte der Menschheit mehr gelacht worden als über die Torheiten, die sich die berufsmäßigen Vertreter der Wissenschaft geleistet haben. Daher ist auch der Gelehrte von der Satire immer wieder aufs Korn genommen worden. In seinem Buch „Ueber die Dummheit“, das „eine Umschau im Gebiete menschlicher Unzulänglichkeit“ zu geben sucht, hat sich daher (nach einer h.-Korr. in den „Basler Nachr.“) Dr. Loewenfeld mit der Dummheit in der Wissenschaft besonders eingehend beschäftigt.

Dem Gelehrten begegnet es besonders leicht, daß er sich in ein Sondergebiet vergräbt, weil er nur auf einem beschränkten Raum sich tiefgründige Kenntnisse aneignen kann. Zu leicht aber wird er

dann dieses kleine Stückchen Welt, indem er zu Hause ist, für die ganze große Schöpfung ansehen, so mit Scheuklappen durch das Leben laufen, hochmütig auf die Herabbliden, die von seinem Wissensgebiet nichts verstehen, und so den Zusammenhang mit der Wirklichkeit verlieren. Bezeichnend ist dafür das Wort, das die Königin Christine von dem berühmten Philologen Salmasius sagte: „Er weiß den Stuhl in allen Sprachen zu benennen, aber nicht, sich darauf zu setzen“. In dieser Blütezeit der Philologie im 16. und 17. Jahrhundert, da durch die Renaissance eine ganz neue Welt der Forschung erschlossen war, schrieb man die dilettantischsten Bücher über die lächerlichsten Themen. Da wurde zum Beispiel abgehandelt, ob Aeneas mit dem rechten oder linken Fuß ans Land getreten, wie viel Ruderer Odysseus an Bord gehabt, ob die Griechen ihre Kuchen mit Speck oder Butter gebacken hätten, ob die Haustüren der Römer sich aus- oder einwärts öffneten, wie groß das Faß des Diogenes und wie schwer die Keule des Herkules gewesen sei, in welcher Melodie die Sirenen sangen usw.

Schon vorher, zur Zeit der Scholastik, hatte man an solche „Doktorfragen“ seine Gelehrsamkeit verschwenden. Weber führt in seinem „Demokritos“ dafür einige Beispiele an: Hat die Ziege Wolle oder Borsten? Steht oder liegt Gott Vater? Tanzen die Engel langaus oder Dreher? War es Luzifer, der den ersten Purzelbaum schlug? Bis zu welchem Hitzgrade die Temperatur in der Hölle gehe? usw. Es gibt weite Strecken in der Gelehrtengegeschichte, in denen man schwankt, inwiefern die Befangenheit in allgemeinen Vorurteilen oder die persönliche Dummheit die Ausgeburten wissenschaftlicher Irrlehren hervorbrachte. Ein Beispiel dafür sind die Anschauungen über die Entstehung der Vögel, die viele Jahrhunderte hartnäckig verteidigt wurden. Auf Grund der Stelle in der Schöpfungsgeschichte, nach der Gott am fünften Tage den Gewässern befohlen habe, die Fische und Vögel hervorzubringen, rechnete man die Vögel zu den Fischen, eine Theorie, die den Fastenden nicht unangenehm war, weil sie ihre Tafel durch Vogelbraten abwechslungsreicher gestalten konnten. Aber auch als man sich schon von der Sinnlosigkeit dieser Annahme überzeugt hatte, hielt man doch noch an der ungeschlechtlichen Entstehung der „Meergänse“ fest, die aus den Knospen oder aus den Ausläufern gewisser am Meere wachsender Bäume oder aus Muscheln sich entwickeln sollten. Ein Seitenstück zu diesen „Baum-